

Kirche en passant

Wieviel Gottesdienst braucht das Land?

Harald Schroeter-Wittke

In ländlichen Gemeinden sind viele Gottesdienststätten liturgisch zu bedienen, die allerdings nicht immer prall gefüllt sind. So entsteht die Frage: Wie können wir angesichts abnehmender Ressourcen verantwortungsvoll mit dieser Situation umgehen? Harald Schroeter-Wittke reflektiert diese Frage in zwei Schritten – im Blick auf die Ressourcen, aus denen Pfarrerinnen und Pfarrer schöpfen, und im Blick auf die Rahmenbedingungen für den Gottesdienst.¹

Der Pfarrberuf zeichnet sich u.a. dadurch aus, dass er immer eine strukturelle Überforderung darstellt. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen damit leben, dass sie nie allen Ansprüchen und Bedürfnissen gerecht werden können. Pfarrerinnen und Pfarrer werden daher strukturell schuldig. Pfarrerinnen und Pfarrer teilen diese Charakteristik zum einen mit den beiden anderen klassischen Professionen, den Ärzten und den Juristen, zum anderen mit allen Berufen bzw. Ämtern, die eine Leitungsfunktion ausüben und schließlich mit allen Verbeamteten, die Präsenz zeigen in einer unübersichtlichen Situation und damit für Ordnung sorgen.

Wieviel Gottesdienst braucht das Land? Ich höre in dieser Frage einen Teil der strukturellen Überforderung, die mit dem Pfarrberuf gegeben und z.T. auch unumgänglich ist. Sie zielt auf ein Ressourcen-Problem, das insbesondere in der ländlichen Gemeindearbeit auf den Nägeln brennt: In den Gemeinden sind sehr viele Gottesdienststätten liturgisch zu bedienen, die allerdings nicht immer prall gefüllt sind. So entsteht die Frage: Wie können wir angesichts abnehmender Ressourcen verantwortungsvoll mit dieser Situation umgehen?

Ich reflektiere diese Frage in zwei Schritten: Ich frage zunächst theologisch nach den Ressourcen, aus denen wir schöpfen, und dann nach Rahmenbedingungen für den Gottesdienst.

1. Ressourcenorientierte Gottesdienstreflexion: Gottesdienst als missionarisches Geschehen

Ich beantworte die Frage »Wieviel Gottesdienst braucht das Land?« zunächst theologisch. Antwort: Das Land braucht täglich Gottesdienst. Nein, präziser noch: Das Land braucht den immerwährenden Gottesdienst. Aber, was kann und soll als Gottesdienst verstanden werden?

Klar scheint zunächst dies zu sein: Der Gottesdienst ist das Zentrum der christlichen

Gemeinde, das Selbstverständlichste von der Welt in der Kirche, das Eigentliche der christlichen Religion. Doch nun kommt der Wissenschaftler und macht daraus sogleich ein Problem: Natürlich ist der Gottesdienst etwas Eigentliches für den christlichen Glauben. Fragt man aber nach der Form des Gottesdienstes, so gibt es *den* Gottesdienst gar nicht, sondern nur unterschiedliche Gottesdienste, die z.T. nichts Gemeinsames haben.

Doch nicht nur das. Fragt man nämlich in protestantischer Perspektive *theologisch* nach dem Gottesdienst, so werden wir mit Paulus sogleich auf den Gottesdienst im Alltag der Welt verwiesen, mit Luther an die Magd, die den Kuhstall entmistet, und mit Jesus an den barmherzigen Samariter, der Gottesdienst sein lässt und sich um denjenigen kümmert, der unter die Räuber gefallen ist. Wenn also auch und gerade dies Gottesdienst genannt zu werden verdient, dann gibt es auch sonst keine bestimmte Form christlichen Lebens, Glaubens und Handelns, die z.B. evangeliumsgemäßer oder missionarischer wäre als andere Formen.

Das ist eine wesentliche Einsicht für eine Kirche, die sich als Volkskirche versteht: Keine Form unserer gelebten Volkskirchlichkeit ist als Trägerin missionarischen Lebens, Glaubens und Handelns prinzipiell höher oder niedriger zu bewerten als andere Formen. Diese Einsicht lässt sich zuspitzen zu der Erkenntnis: Es gibt keine Form kirchlichen Handelns, die für sich genommen mehr Eigentliches repräsentiert als andere Formen kirchlichen Handelns. Eine Krabbelgruppe, eine Dichterlesung im Gemeindehaus oder ein Gottesdienst im Altenheim sind prinzipiell nicht mehr oder weniger evangelisch oder missionarisch als eine Evangelisation, ein Beratungsgespräch im Krankenhaus oder die Pflege einer kirchlichen Internetseite.

Denn allen Formen kirchlichen Handelns wohnt eine über sich selbst hinausweisende Kraft inne. Ob etwas christlich ist oder nicht, zeigt sich an dieser über sich selbst hinausweisenden Kraft. Nicht von ungefähr wird sie theologisch oft mit dem Heiligen Geist identifiziert. Oder anders gesagt: Ohne Begeisterung kann es diese Kraft nicht geben, ohne Begeisterung ist Kirche, ist Gottesdienst tot.

Genau diese eigentümliche über sich hinausweisende Kraft des christlichen Lebens, Glaubens und Handelns ist es, was das Christentum zu einer missionarischen Religion macht, oder anders gesagt: Das Christentum ist entweder missionarisch oder es ist gar nicht. Dieses Missionarische ist nicht

etwas, das wir veranstalten könnten, sondern etwas, das unser Leben, Glauben, Denken und Handeln als Christen durchzieht. Meine missionstheologischen Grundsätze lauten daher zum einen Mt. 12,34: »Wes

das Herz voll ist, des geht der Mund über« und zum anderen aus der Rechenschaftsrede von Petrus und Johannes vor dem Hohen Rat in Apg. 4,20: »Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben.«

Das bedeutet zugleich, vertraute Grenzen aufzumachen und womöglich auch zu verlassen. So beginnt ja nicht nur die Geschichte mit Abraham, mit Mose und Elia, sondern auch die Geschichte mit Jesus und seinen Nachfolgerinnen und Nachfolgern. Ich werde diese Spur jetzt verfolgen, indem ich den Gottesdienst missionstheologisch lese. Für beide, Gottesdienst wie Mission, nämlich gilt: beide sind Verschwendung. Wenn wir von den Ressourcen des Gottesdienstes re-

Keine Form unserer gelebten Volkskirchlichkeit ist als Trägerin missionarischen Lebens, Glaubens und Handelns prinzipiell höher oder niedriger zu bewerten als andere Formen.

Prof. Dr. Harald Schroeter-Wittke, Jahrgang 1961 in Duisburg, seit 2001 Professor für Didaktik der Evang. Religionslehre mit Kirchengeschichte am Institut für Evang. Theologie der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn, seit 2003 Mitglied im Präsidium des Deutschen Evang. Kirchentags

den, müssen wir von der Verschwendung her denken. Ich will dies anhand der Mission in zwei Sätzen tun.

1.1 Es gibt keinen Missionsbefehl

Seit dem 19. Jh. steht der Schluss des Mt. in unseren Bibeln unter der unbiblischen Überschrift »Der Missionsbefehl«. Im gesamten Textabschnitt Mt. 28,16-20 gibt es nur einen einzigen Imperativ. Es handelt sich um die Aufforderung, alle Völker zu Jüngern zu machen. Sie sollen Schüler der Lehre Jesu werden. Die missionarische Eigenart dieser Lehre hat Henning Schröder auf den Begriff gebracht: »Die Lehre des Christens besteht nicht in einer Lehre, die Christen haben, sondern in der sie

Es gibt keinen Missionsbefehl, wohl aber die Bevollmächtigung zum missionarischen Handeln, das Begeistertsein von Gott als dem Liebhaber des Lebens.

sind.«² Weil und insofern wir in dieser Lehre sind, werden wir eine Ausstrahlungskraft entwickeln, die Menschen zu Jüngerinnen und Jüngern macht. Dieses »weil und insofern« spiegelt sich im griechischen Text darin, dass alle anderen Missionstätigkeiten nicht als Imperativ, sondern als Partizip formuliert sind. Das betrifft sowohl das Taufen als auch das Lehren. Und das betrifft insbesondere die Aufforderung, sich auf den Weg zu den Menschen zu machen. Hingehend, vorübergehend, unterwegs machet zu Jüngern – so müsste man wörtlich übersetzen. Mission geschieht im Vorbeigehen, en passant – das ist der vom Missionsauftrag Jesu her angemessene Ton des Gottesdienstes, der die Musik macht: Übergang statt Untergang. Die Kirche geht vorbei – in alle Welt. Dazu muss sie Loslassen üben. Also los!

Das alles hat mit freundlicher Aufforderung, aber nichts mit Befehlen zu tun. Ein Befehl kommt in militärischen, administrativen und mechanisch-technischen Zusammenhängen vor, also in den Zusammenhängen, die unsere Welt seit dem 19. Jh. so faszinierend und bedrohlich zugleich verändert haben. Weite Bereiche funktionieren nach dieser Logik. Eine ihrer Symbolfiguren heißt James Bond. Auch er hat eine Mission, interessanterweise aber eine geheime und keine öffentliche. Und er löst sie so: eindeutiger Auftrag – diffizile Technik. Dem Evangelium, das wir verkündigen, wird eine solche Mission jedoch in keiner Weise gerecht. Denn die Ausgangsbewegung missionarischen Handelns – Jesu Leben, Sterben und Auferweckung – kennt keine Befehlsstruktur. Auch ist sie nicht eindeutig, sondern deutlich und mehrdeutig. Wir haben das Evangelium nicht und wir besitzen es nicht. Daher können wir auch nicht darüber verfü-

gen oder es verwalten. Wir können es nicht instrumentalisieren oder operationalisieren. Mit technischen Tricks und Kniffs lässt sich dabei vielleicht manches »an den Mann« bringen, aber das wird dem Evangelium nicht gerecht, nicht nur weil schon die Sprache das patriarchale Verhaftetsein dieser Logik zeigt, sondern weil es sich beim Evangelium um eine Herzenssache handelt – und Herzenssachen lassen sich schlicht nicht befehlen. Sie sind überflüssig, reine Verschwendung. Das macht sie so reizvoll und lebendig. Es gibt keinen Missionsbefehl, wohl aber die

Bevollmächtigung zum missionarischen Handeln, das Begeistertsein von Gott als dem Liebhaber des Lebens. Missionarisches Handeln wird uns nicht befohlen, sondern es ist uns anvertraut, anbefohlen – nach innen wie nach außen.

1.2 Missio Dei heißt Anteil haben an der Verschwendung Gottes

Auf der 3. Vollversammlung des ÖRK in New Delhi 1961 hat sich die Einsicht Gehör verschafft, dass das Subjekt der Mission nicht die Kirche, nicht die Gemeinden und auch nicht die Christen sind. Subjekt der Mission ist Gott selbst. Wir Christen haben Anteil an dieser missio Dei, die der Welt und ihrem Heil gilt. Wenn ich also von Mission als Verschwendung rede, so ist dies nur berechtigt, wenn Gott selbst ein Verschwender ist. Und in der Tat: Verschwendung ist ein Gottesprädiat. Verschwenden und verschwinden hängen zusammen. Wer verschwendet, bringt dadurch, dass er sich verausgabt, etwas zum Verschwinden. Gott verschwendet sich selbst

- als Schöpfer, dessen Schöpfung nur so strotzt von überflüssiger Verschwendungslust
- in seinem Sohn Jesus Christus bis zum Tode am Kreuz
- als Heiliger Geist in der Vielfalt der Charismen.

Gott selbst verschwendet sich und bringt sich bis zur Unkenntlichkeit am Kreuz zum Verschwinden und nimmt damit nach abendländischer Lehre auch unsere Sünden auf sich und bringt sie zum Verschwinden. Gott ist vergeblich – umsonst ist die Gnade. Diese Ambivalenz der Reichhaltigkeit Gottes ist für uns Menschen oft nur schwer zu ertragen. Gott verschwendet sich dreifaltig. Aber wir sind dieser Fülle nicht gewachsen und rezipieren sie einfältig. Wir nehmen sie wahr in unseren begrenzten Horizonten und

Kulturen. Das ist auch nicht weiter schlimm, solange wir unsere Einfalt nicht für die einzig mögliche halten. In Gottes Haus nämlich sind viele Wohnungen (Joh. 14,2).

Ein biblisches Beispiel für die Verschwendung Gottes ist das Gleichnis Jesu vom vierfachen Acker in Mk. 4,3-9. So unwirtschaftlich wirtschaftet Gott, so sieht Gottes Heilsökonomie aus. Ich verfremde eine Frage von Heiner Geißler: Was würde McKinsey dazu sagen? Am besten nichts mehr auf den Weg, auf den Felsen und unter die Dornen säen, das spart Ressourcen. Aber, so frage ich zurück, wovon sollen dann die Vögel leben?

Missionarische Existenz ist verschwenderisch. Missionarisches Handeln bedeutet nicht den Rückzug auf vermeintlich Eigenliches oder auf den fruchtbaren Boden. Das Säen ist Aufgabe der Kirche, weniger das Ernten. Zum Ernten bittet man den Herrn der Ernte um Arbeiter – die werden sich finden. Aber Säen – das ist erste Aufgabe der Kirche, auch wenn vieles dabei auf unfruchtbaren Boden fällt. Dabei ist nach Jesu Meinung das Unkraut nicht dazu da, dass es ausgejätet wird (Mt. 13,24-30). Das missionarische Handeln der Kirche ist kein Unkrautvertilgungsmittel, kein Mittel zur Effektivitätssteigerung des Ertrags, sondern verschwenderisches Säen. Wer da kärglich sät, der wird auch kärglich ernten (2. Kor. 9,6).

Ich schließe diesen ressourcenorientierten Teil vom immerwährenden verschwenderischen Gottesdienst mit einem Zitat von Hans-Martin Barth, der sich der Frage gestellt hat, ob Verschwendung eine theologische Kategorie sei. Sein letztes Kapitel lautet »Christliche Existenz« heißt »aus dem Vollen schöpfen«: »Wird Verschwenden als theologische Kategorie entdeckt, so geht es in der christlichen Existenz nicht darum, die Mitte zwischen Geiz und Verschwendung zu finden – so die Option der römisch-katholischen Moraltheologie – oder auch das entsprechende Verantwortungsbewusstsein und die rechte Opferbereitschaft aufzubringen – so die Normalversion der evangelischen Ethik. Wenn Gott in verschwenderischer Fülle dreifaltig begegnet, dann heißt glauben: sich auf diese Fülle einlassen, sie in Anspruch nehmen und schließlich zu ihrem Medium für andere werden.« Barth schließt seine Überlegungen mit einer auch missions- und gottesdienstpraktisch zu berücksichtigenden Einsicht: »Zur Authentizität des Verschwendens gehört das Wissen um die eigene Begrenztheit und um den Wert dessen, was man verschenkt.«³ Ich komme daher zu einer Reflexion der Rahmenbedingungen des Gottesdienstes

2. Räumliche Rahmenbedingungen des Gottesdienstes auf dem Land

Wieviel Gottesdienst braucht das Land? In diesem Teil lautet meine Antwort: Wöchentlich! Das hat mit der sozialräumlichen Größe Dorf zu tun. Bekanntlich soll man ja die Kirche im Dorf lassen. Obwohl das Dorf sprichwörtlich eng mit Kirche verbunden ist, ist das Thema Kirche auf dem Land, Gottesdienst im ländlichen Raum praktisch-theologisch wenig reflektiert.

2.1 Dorfsoziologische Erörterungen

Das Dorf als sozialräumliche Größe hat sich in den letzten 100 Jahren stark gewandelt und wird ambivalent wahrgenommen. Seit kurzem leben auf der Erde mehr Menschen in Städten als auf dem Land. Die Verwandlung der Welt, die im 19. Jh. mit der Industrialisierung begann,⁴ geht mit einer starken Urbanisierung einher. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass sich dieser Megatrend wieder umkehrt – im Gegenteil.⁵ Die Kehrseite dieser Entwicklung besteht in der Landflucht weltweit. Daraus entwickelt sich ein sog. »Regionaler Teufelskreis«⁶, weil aufgrund der Landflucht die Infrastruktur mehr und mehr abbröckelt, was die ländliche Region wiederum unattraktiver macht.

Andererseits herrscht auf dem Dorf wenig Anonymität vor. Angesichts der zunehmenden Komplexität und Geschwindigkeit spät-modernen Lebens bietet das Dorf als Lebenswelt ein hohes Maß an Übersichtlichkeit, Entschleunigung und intakter Umwelt. Neben dem horror vacui kulturell ver-

ändernder Landstriche gibt es daher auch den Traum vom Luxus auf dem Lande. So ist das Dorf »Heimat und Provinz, kritische Utopie und verklärtes Idyll«. Das Dorf erinnert einerseits an die Wurzeln der eigenen Kindheit und bietet einen Schlupfwinkel für Erwachsene. Andererseits ist das Dorf aber auch »der Ort dumpfer Sitte, eines Terrors der Intimität, einer ideologischen Verklärung des Ursprünglichen [...] und des bornierten Widerstands gegen die moderne Pluralität von Lebensformen und Lebensstilen«⁷.

Allerdings ist das Dorf für die individuelle Lebensgestaltung der Menschen nicht mehr so stark prägend, wie noch vor 100 Jahren. Die Menschen im Dorf sind mobiler geworden, sie haben Teil an der Globalisierung. Daher nimmt es auch nicht wunder, wenn die Herkunft aus Stadt oder Land für die Zugehörigkeit zu den unterschiedlichen kultu-

rellen Milieus kaum noch eine Rolle spielt – ebenso wenig übrigens wie auch der Beruf. Das bedeutet im Umkehrschluss: Auf dem Land, im Dorf gibt es dieselbe hohe Pluralisierung und Differenzierung an Lebensstilen und Vorlieben wie in der Stadt. Allerdings wird diese Differenzierung und Pluralisierung auf dem Land noch viel stärker in Familien und Generationen verknüpfender Weise gelebt als in der Stadt. Daher folgert Thomas Erne: »Generell steht die Kirche auf dem Land vor der Aufgabe, sich als das Familien und Generationen verknüpfende Band der Erinnerung und Hoffnung wie als Einheitsgrund von Lebensgeschichten in die verschiedenen Milieus hinein zu übersetzen, die es im Dorf inzwischen gibt.«⁸

Auch wenn viele Institutionen das Dorf schon verlassen haben, so steht die Kirche meistens immer noch im Dorf. Wenn auch sie noch das Dorf verlässt oder ihre vormals selbstverständlichen Dienste vor Ort kürzt, dann ist der Aufschrei zumeist deutlich heftiger als erwartet, obwohl die Menschen vor Ort die Kirche tendenziell genau so wenig frequentieren wie in der Stadt. Auch wenn sie nur schwach besucht werden, so weisen die Gottesdienste auf dem Lande immer schon über sich hinaus, allein dadurch dass sie stattfinden. Es mag sein, dass der Gottesdienst als Kirche für andere wahrgenommen wird und nicht als Kirche für mich. Aber als diese Kirche für andere existiert sie stellvertretend für die gesamte Lebenswelt Dorf. Diese emotional-existenzielle Aufladung hängt zumeist am Kirchengebäude mitsamt dem wöchentlichen sonntäglichen Gottesdienst.

Allerdings hängen auch Kirchengebäude und regelmäßige

sonntägliche Gottesdienste an Ressourcen. Und bei allem, was ich eingangs über die professionelle Dienst- und Leistungsfähigkeit der Inhaberinnen und Inhaber von Pfarrstellen gesagt habe, so will ich auch dies sehr deutlich machen: Der Gottesdienst muss auch Spaß machen. Wenn der Gottesdienst nicht mehr erbaulich ist – und das meine ich kräftemäßig wie finanziell – dann muss es Veränderungen geben. Reine Durchhalteparolen sind hier meistens spaßfrei – und das heißt auch wenig begeisternd, so dass eine völlig entgeisterte Gemeinde droht.

2.2 Das Paderborner Land

Während die praktisch-theologischen Überlegungen zur Kirche auf dem Land zumeist aus mehrheitlich oder vormals mehrheitlich evangelischen Gegenden stammen,⁹ so hat

das Paderborner Land hier zusätzlich noch die Situation einer Diasporasituation von Anfang an. Der Protestantismus im Paderborner Land ist das Resultat einer vielschichtigen zweihundertjährigen Migrationsgeschichte.¹⁰ Als sich die ersten preußischen Beamten zu Beginn des 19. Jh. im Paderborner Land ansiedelten, da waren sie als Besatzer zumeist verhasst. Sie befanden sich in einer extremen Minderheitensituation. Überall im Paderborner Land war das Judentum die deutlich größere Minderheit. Vielerorts wurden die ersten evangelischen Gottesdienste in jüdischen Gebäuden gehalten, da die Katholiken sich weigerten, Räume oder Plätze zur Verfügung zu stellen.

Richard Janus hat in seiner Dissertation über Theodor Holzhausen, der von 1854–1900 Pfarrer jenseits der Egge in Marienmünster, Driburg und Warburg war,¹¹ erstmals die Situation des Protestantismus im Paderborner Land in der zweiten Hälfte des 19. Jh. ansatzweise aufgearbeitet. Janus deutet die Inbesitznahme des Hochstifts Paderborn durch Preußen als kolonialen Akt und kann so erklären, warum sich alle Parteien hier als Opfer fühlen. Mit der kulturwissenschaftlichen Diasporaforschung zieht er Linien bis in die Gegenwart. Die Diasporaforschung geht von der Beobachtung aus, dass es kaum noch gesellschaftliche Mehrheitssituationen gibt, so dass wir alle in der Diaspora leben. Wie können wir also mit unserer prinzipiellen Minderheitensituation friedlich so umgehen, dass wir uns nicht nur als Opfer fühlen, deren Tun von blinder Wut gesteuert wird. Janus zeigt dabei, dass die Versuche gesteigerter protestantischer Profilierung im 19. Jh. nicht dazu beigetragen haben, die Lebenswelten der Menschen angemessen wahrzunehmen.

Ich kann dies hier nicht weiter vertiefen. Im Kontext unserer Fragestellung ist mir wichtig: Protestanten und Katholiken haben über 100 Jahre gebraucht, um sich in dieser Region als gleichwertige Partner verstehen und schätzen zu lernen. Dabei ist auf evangelischer Seite ein hohes Maß an Vielfalt entstanden, die durch viele selbständige Gemeinden mit eigenen Gottesdienststätten repräsentiert wird. Die Veränderungen, die hier im 21. Jh. zu Fusionen und Angebotsreduktionen geführt haben, führen immer auch die Angst vor einem Rückgang in die eigene Bedeutungslosigkeit mit sich. Dies gilt es anzuerkennen und zugleich protestantisch damit umzugehen: Übergang statt Untergang.¹² Wir leben im Übergang, vorübergehend, verschwendend und verschwindend. Wir haben keine Angst vor dem eigenen Bedeutungsverlust. Der kommt so oder so, so Gott will und wir leben. Stattdessen sind wir begeistert von einem Gott, der will, dass allen Menschen geholfen werde. Daher

Auf dem Land gibt es dieselbe hohe Pluralisierung und Differenzierung an Lebensstilen und Vorlieben wie in der Stadt.

weisen unsere Gottesdienste bewusst über sich hinaus. Unsere Gottesdienste suchen das Offene, auch wenn es sich manchmal so anfühlt, dass wir das Weite suchen. Unsere Gottesdienste praktizieren nicht Sammlung als Selbstzweck, sondern sie haben teil an der missio Dei, an der Sendung eines Gottes, der Recht, Gerechtigkeit und Frieden liebt.

3. Zeitliche Rahmenbedingungen

Unser Gottesdienst geschieht in Zeiten, die sich ändern. Wieviel Gottesdienst braucht das Land? Hier antworte ich: Monatlich. Im christlichen Feierkalender haben folgende Zeitrhythmen traditionell einen Vorrang: der Morgen, die Woche und das Jahr. Doch die Zeiten ändern sich. Seit der Erfindung der elektrischen Beleuchtung ist der Abend kulturell immer wichtiger geworden. Leider hat sich keine nennenswerte wöchentliche liturgische Abendtradition entwickelt.

Seit dem Wirtschaftswunder gibt es nicht nur einen Sonntag, sondern ein komplettes, manchmal sogar ein verlängertes Wochenende. Seit den 1970er Jahren heißt der Sonnabend Samstag und ist so nicht mehr vom Sonntag abhängig. Zeitgleich ist der Sonntag nicht mehr der erste Tag der Woche, an dem Jesus auferstand. Stattdessen beginnt die Woche am Montag: Blue Monday.

Damit hängt der sog. Hauptgottesdienst am Sonntagvormittag in der Luft. Er ist nicht mehr das christliche Ritual zum Wochenanfang, sondern er findet mitten am

Wochenende statt, welches den Familien zur Regeneration dient.

Liturgiewissenschaftlich mehren sich die Stimmen, die Rede vom Hauptgottesdienst fallen zu lassen und stattdessen alle Gottesdienste der Gemeinde gleich zu gewichten. Ich begrüße diese Wahrnehmung nachdrücklich und sehe sie im Evangelischen Gottesdienstbuch vorbildlich gestaltet. Dieses Buch heißt konsequenterweise daher auch nicht mehr Agende, also, das, was zu tun ist, sondern Evangelisches Gottesdienstbuch: Es rahmt den Diskurs und den Gestaltungsraum für die einzelnen kirchlichen Orte, die nun selbsttätig ihre Form und ihre Formen der Gottesdienstgestaltung zu verantworten haben.

Gegenüber der Woche und dem Jahr hat der Monat im Zeitrhythmus der industrialisierten Welt an Gewicht gewonnen. Tagelöhner oder wöchentliche Lohntüten gehören der Vergangenheit an. Gehaltsabrechnungen geschehen zumeist monatlich. Bilanzen, sei es

Arbeitslosenzahlen oder Politbarometer, werden häufig monatlich gezogen. Auch kirchliche Angebote geschehen zunehmend im Monatsrhythmus, z.B. Kinderkirche. Wenn wir über Angebotsreduzierungen im gottesdienstlichen Bereich nachdenken, scheint mir der Monatsrhythmus eine noch viel zu wenig bedachte Rhythmisierungsgröße zu sein.

Zwischen dem Monat und dem Jahr liegt das Quartal, geprägt durch die vier Jahreszeiten. Kristian Fechtner hat in seinem Buch über das Kirchenjahr¹³ dessen klassische Dreiteilung Weihnachtskreis, Osterkreis und festlose Zeit mit guten Gründen in eine Viertelung transformiert:

1. Anfänglich leben: Weihnachtsfestkreis (Advent – Weihnachten – Jahreswechsel)
2. Aus dem Tod heraus: Osterfestkreis (Karneval – Passion – Ostern)
3. Aufbruch ins Leben: Pfingstliche Zeit (Himmelfahrt – Pfingsten – Urlaub)
4. Im Glauben reifen: Späte Zeit des Kirchenjahres (Erntedank – Reformationsfest – Halloween – Buß- und Betttag – Totensonntag)

In jedem Quartal sollte es in jedem Gemeindeverband einen zentralen Festgottesdienst geben, der möglicherweise einen ganzen Tag in Anspruch nimmt. Hier sehe ich Chancen gerade für die neu fusionierten Gemeinden oder Gemeindeverbände. Zu einem solchen

Tag könnten gemeinsames Essen, ein Familien-Nachmittagsprogramm sowie ein kultureller Abschluss am Abend mit Segen gehören. Dies wird auch schon vielfach

gemacht und zumeist entsprechend wahrgenommen. Im Weihnachtsfestkreis hat der Adventsbasar diese Ganztagesqualität. Im Osterfestkreis könnte dies der Karnevalsgottesdienst mit Umzug oder auch die Osternacht sein. In der pfingstlichen Zeit wird meist das Gemeindefest gefeiert. In der späten Zeit des Kirchenjahres könnte das Erntedankfest Ganztagespotential beinhalten.

Dazu kommen bestimmte Festtage, die jährlich auf der Kirchenkreisebene mit Gewinn an wechselnden Orten gefeiert werden können, was allerdings einer guten Jahresplanung im Kirchenkreis bedarf. Dazu zählen die zweiten Feiertage. Der 2. Weihnachtstag ist dafür noch nicht erprobt, könnte aber Chancen bieten. Der Ostermontag sollte als ganztägiger kirchenkreislicher Emmausgang in eine wechselnde Stadt im Kirchenkreis inszeniert werden. Der Himmelfahrtstag ist schon jetzt vielerorts ein Open-Air-Gottesdienst und Feiertag an wechselnden Naturorten im Kirchenkreis. Am Pfingst-

montag könnte ein Tag an einem Best-Practice-Ort im Kirchenkreis stattfinden, vielleicht mit einer Ehrung verbunden. Am Reformationsonntag sollten Gründungsereignisse im Kirchenkreis mit einer Nachmittags- und Abendveranstaltung erinnert werden. Und am Buß- und Betttag wünsche ich mir einen politischen Nachmittags- und Abendevent an einem Ort im Kirchenkreis, an dem es weh tut. Hier könnte der Kirchenkreis sich öffentlich verpflichten, innerhalb eines Jahres positive Veränderungen zu initiieren und zu realisieren.¹⁴

Anmerkungen:

- 1 Vortrag auf der Pfarrkonferenz des Kirchenkreises Paderborn am 19.8.2015.
- 2 Henning Schröder: In der Verantwortung gelebten Glaubens. Praktische Theologie zwischen Wissenschaft und Lebenskunst (PThE 39), Stuttgart 2003, 152.
- 3 Hans-Martin Barth: Verschwinden – Eine theologische Kategorie? PTh 79 (1990), 512f.
- 4 Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009.
- 5 Vgl. dazu Horst W. Opaschowski: Mode, Hype, Megatrend? Vom Nutzen wissenschaftlicher Zukunftsforschung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 65 (2015), Heft 31-32 (Megatrends?), 40-45.
- 6 Gerhard Henkel, Art. Dorf und Gemeinde, in: Stephan Beetz/Kai Bauer/Claudia Neu (Hg.): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland, Wiesbaden 2005, 49.
- 7 Thomas Erne, Art. Dorf/Land, in: Kristian Fechtner/Gotthard Fehrmor/Uta Pohl-Paralong/Harald Schroeter-Wittke (Hg.): Handbuch Religion und Populäre Kultur, Stuttgart 2005, 12f.
- 8 Erne, 17.
- 9 Vgl. z.B. die Kieler Dissertation von Kai Hansen: Evangelische Kirchen in ländlichen Räumen. Ein Rundblick über Geschichte und Gegenwart, Scheidefeld 2005.
- 10 Vgl. Gesine Dronsz/Martin Leutzsch/Harald Schroeter-Wittke (Hg.): Evangelisches Paderborn. Protestantische Gemeindegründungen an Pader und Weser (BWKG 34), Bielefeld 2008.
- 11 Richard Janus: Pastorale Identitätskonstruktionen in der Diaspora am Beispiel des Pfarrers Theodor Holzhausen (1826-1900) im Kirchenkreis Paderborn, Diss. phil. Universität Paderborn 2015.
- 12 Vgl. dazu Harald Schroeter-Wittke: Übergang statt Untergang. Victor Turners Bedeutung für eine kulturtheologische Praxistheorie, in: ThLZ 128 (2003), 575-588.
- 13 Kristian Fechtner: Im Rhythmus des Kirchenjahres. Vom Sinn der Feste und Zeiten, Gütersloh 2007.
- 14 Vgl. dazu Maike Neumann: Der Buß- und Betttag. Geschichtliche Entwicklung – aktuelle Situation – Bedingungen für eine erneuerte Praxis, Neukirchen-Vluyn 2011, bes. 439-464.